

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 41

Artikel: Im Dienste der Heimat
Autor: Mattes, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712880>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kampf um die Schweiz

Unter dieser Ueberschrift hat der Schweizerische Unteroffiziersverband allen seinen Mitgliedern als Bundesfeiergabe einen von der Armeeleitung genehmigten Aufruf in die Hand gedrückt, der auch in der Armee Verbreitung gefunden hat und unter Mithilfe vaterländischer, militärischer und gewerkschaftlicher Organisationen in einer ziemlich hohen Massenaufgabe ins Schweizervolk geleitet worden ist. Der Aufruf ist aus der Tatsache heraus entstanden, daß seit den Ereignissen im Westen der Wehrwille in unserem Volke da und dort erheblich gelitten

hat. Er schließt mit den Worten: «Wir erwarten von Euch, daß jeder an seinem Orte nach Kräften dahin wirke, Kleinmütige und Verzagte wieder aufzurichten im Sinne des Losungswortes:

Für eine freie, unabhängige Schweiz, Widerstand bis
zum äußersten!»

Wir lassen zwei Abschnitte des Aufrufes folgen, die allgemeinem Interesse begegnen dürften.
Redaktion.

Die derzeitige militärische Lage der Schweiz

Seit Frankreichs Kapitulation hat die militärpolitische Lage unseres Landes eine grundlegende Aenderung erfahren. Noch bis Mitte Juni durften wir darauf zählen, daß zum mindesten immer *ein* Flügel unserer Armee durch die Wehrmacht eines der kriegführenden Länder gedeckt sei. Mit dieser für uns wichtigen Gegebenheit konnten wir im Aufbau unserer Landesverteidigung absolut sicher rechnen. Noch vor wenigen Wochen erlaubte uns die militärische Lage, einen relativ grenznahen, starken (den günstigsten) Geländeabschnitt nach eigenem Willen auszusuchen und unsere Abwehr in diesen hinein zu organisieren. Mit dieser, ausschließlich auf die militärische Sicherung unseres eigenen Landes Bedacht nehmenden Gliederung des Heeres lösten wir, Gegenrecht haltend, zusätzlich gleich noch ein zweites Problem: wir boten jedem der Nachbarn Gewähr, daß nicht etwa durch die Schweiz hindurch seine Flanke gefährdet werde. Unsere Abwehr war demzufolge von einer Grenze zur andern zu ziehen.

Indem wir unsere Maßnahmen in der jedermann bekannten Weise trafen, ermöglichten wir den Nachbarn, von Selbstschutzmaßnahmen abzusehen. Wir wurden ihnen zum willkommenen und wertvollen Flankenschutz, an dessen Erhaltung und Stärkung alle gleichermaßen interessiert waren.

All das ist anders geworden. Wir müssen heute in allem und jedem nur noch mit uns selber rechnen und uns überlegen, wie wir unser Land unter den neu gegebenen Verhältnissen am besten schützen. Um diese

Frage beantworten zu können, müssen wir uns der folgenden Tatsachen bewußt bleiben:

Alle unsere Nachbarn haben ein entscheidendes Interesse daran, daß die wichtigen Verbindungen durch unser Land nicht unterbrochen werden. Sind sie auf Jahre hinaus zerstört und unbrauchbar, so verliert selbst die Besetzung großer Teile unseres Gebietes jeden Wert. *Gotthard, Lötschberg und Simplon sind somit die großen Trümpe in der Hand einer starken schweizerischen Regierung.* Sie ermöglichen dem Bundesrat, nach eigenem Willen nein oder ja zu sagen. Ihr Besitz, verbunden mit dem festen Vorsatz, lieber zu sterben, als unsere Unabhängigkeit und staatliche Würde antasten zu lassen, schützt uns vor allfälligen Zumutungen.

Nachdem erkannt ist, was die Nord-Süd-Verbindungen für uns bedeuten, drängt sich geradezu auf, daß man alles vorsehe, was uns die Freiheit in der Verfügung über diese erhält. Das Instrument aber, welches allein die Freiheit der Disposition gewährleistet, ist die Armee. Angesichts der neugestellten Aufgabe hat es keinen Sinn mehr, unsere Truppen in ihren bisherigen Stellungen zu belassen. Sie müssen vielmehr eine den neu gegebenen Verhältnissen angepaßte Stellung beziehen. Einzig richtig ist daher, die uns gegebene natürliche und gewaltige Festung, unsere Berge auszunützen. In unsern Bergen versammelt, erfüllt das Schweizerheer seine ihm zugedachte Aufgabe; es hindert einen allfälligen Zugriff auf unsere Verbindungen und sichert damit das Land zugleich vor fremder Invasion!

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(13. Fortsetzung)

Ein heftiger Wind peitschte den kalten Regen in die Gesichter der drei, die durch den dunkelnden Herbstabend eilig dahinschritten, nach dem Hause, aus dem Ruedi die freundliche Einladung zuteil geworden. Eine warme Stube war das Schönste, was man sich denken konnte bei diesem Wetter und selbst der kleine Müller konnte sich eines behaglichen Gefühls nicht erwehren beim Gedanken daran.

Das Haus stand, durch einen kleinen Vorgarten von der Straße getrennt, einsam im Dunkeln. Da flammte aus einem der Fenster plötzlich Licht auf, das den kurzen kiesbestreuten Gartenweg erhellte. Ruedi ging voran und pochte an die verschlossene Türe. Aber niemand kam, die Bewohnerinnen schienen nichts gehört zu haben.

«Es scheint man erwarte hier keinen Besuch», giffelte der kleine Müller. «Das Wirtshaus ist zuverlässiger, da ist man jederzeit willkommen.»

Ruedi schwieg und wiederholte das Klopfen. Da ertönten Schritte im Gang, der Schlüssel drehte sich und die Frau, die Ruedi eingeladen, stand unter der Türe.

«Aha! Da kommen ja unsere Soldaten. Das freut mich, denn wir leben hier einsam wie die Klosterfrauen und haben

selten eine Abwechslung. Huh, wie kalt und unfreundlich ist es heute. Ich habe extra gut geheizt in Erwartung eures Besuches, damit ihr wenigstens eine warme Stube vorfindet. Sie schloß die Türe hinter den Eingetretenen und führte sie in die Stube, sie auf die breite Bank nötigend, die sich rings um einen großen, grünen Kachelofen zog. Ruedi stellte seine beiden Kameraden vor. Die Frau schüttelte ihnen freundlich die Hand und sprach: «Willkommen bei uns. Ich habe ja die meisten schon am Hause vorbeigehen sehen und hätte gern den einen und andern von euch eingeladen, wenn ich mich getraut hätte. Man weiß eben nie, wie es aufgefaßt wird. Um so mehr freut es mich, daß ihr gekommen seid. Ich bin Mutter Hengartner, damit auch ihr wißt, mit wem ihr es zu tun habt.»

«Herrlich, dieser warme Ofen», sprach Ruedi, seinen Rücken wohligh gegen die Kacheln reibend, die eine liebliche Wärme ausstrahlten.

«Ich habe immer Mitleid mit den Soldaten, wenn sie so bei Wind und Wetter draußen sein müssen, manchmal naß bis auf die Haut und kaum Gelegenheit, die Sachen wieder richtig zu trocknen.»

«Wenn es Krieg gäbe, fragt der Feind nicht, ob wir nasse Kleider bekommen, an solches muß man sich gewöhnen», versetzte Ruedi. «Unser Soldatsein ist Vorbereitung auf den Krieg, Soldätis machen ist keine Aufgabe.»

«Sie haben recht. Aber man denkt eben nicht an das Schlimmste. Das Mitleid erfaßt einen einfach, wenn man euch so tropfnaß herumlaufen sieht.»

Können wir uns militärisch verteidigen!

Man hört in letzter Zeit da und dort, daß wir ja doch nichts machen könnten. Beweis dafür sei der rasche Zusammenbruch des französischen, des belgischen und holländischen Widerstandes.

Wer so spricht, hat die Probleme nicht durchgedacht. Er hat vor allem eines übersehen: daß sich in unsern Bergen alle die modernen Waffen, wenn überhaupt, dann nur sehr beschränkt und niemals kriegsentscheidend zum Einsatz bringen lassen. Zahlreiche Stimmen aus dem kriegführenden Ausland bilden eine wertvolle Bestätigung dafür. So war erst kürzlich aus berufener deutscher Feder der Satz zu lesen, daß «in den Alpen die Waffen des modernen Krieges, die Waffen, welche stärkste Feuerwirkung garantieren, welche je und je die Entscheidung erzwingen: u. a. Bombenflieger, Sturzkampfflieger, schwere Artillerie usw. ebensowenig eingesetzt werden können wie die Motorfahrzeuge, die den eben gesehenen Bewegungskrieg ermöglichen».

In unsern Bergen haben wir alle die modernen Waffen, mit deren Hilfe in den verflossenen Wochen verschiedene Staaten in die Knie gezwungen wurden, nicht zu fürchten! Es kann aber auch nicht mehr von einer an Zahl überlegenen Masse die Entscheidung erzwungen werden. Denn es lassen sich in einen für Truppen noch begehren Geländeabschnitt nicht mehr Kompanien hineinpressen, als darin Platz finden. Soviel aber können wir, trotzdem wir gesamthaft numerisch schwächer sind, dort, wo angegriffen wird, ebenfalls entgegenstellen. Wir haben außerdem voraus, daß wir uns auf vorbereitete, starke Stellungen stützen, daß wir im übrigen in uns auf Schritt und Tritt bekanntem Terrain manövrieren können. *In den Bergen der Schweiz siegen nicht die stärkeren Bataillone, nicht die modernen Kampfmittel, sondern die besseren Soldaten!* Dies wollen wir uns stets vor Augen halten. Das kriegerische Geschehen der letzten Wochen kann uns in Kenntnis der nähern Umstände nicht niederdrücken. Es wird uns vielmehr anspornen, in steter Arbeit an uns selbst die *besseren Soldaten* zu werden.

Wir hören den Einwand, was es denn für einen Zweck habe, sich in unsern Bergen zu verteidigen, wenn dabei weite Gebiete preisgegeben werden müssen.

Wer so überlegt, hat wiederum das Problem nicht zu Ende gedacht. Indem wir uns auf unsere natürliche Festung, die «Festung Schweiz» zurückziehen und uns dort festkrallen, bereit, jeden Ansturm zu wehren, *hindern wir, daß die Schweiz überhaupt angegriffen wird.* Denn wir sagten es schon, daß die Schweiz für ihre Nachbarn nur interessant ist, wenn und solange die Verbindungen durch unser Land zur Verfügung stehen und wenn gegebenenfalls auf unsere Vorräte und Industriewerke ge Griffen werden kann. Wenn ein Nachbar damit rechnen muß, daß er bei seinem Einmarsch keine Vorräte, gesprengte Brücken, niedergebrannte Werke, im Herzen der Schweiz zudem eine kampfgewillte Armee antrifft, bereit, den Eindringling in zähem Ringen zu vernichten, dann wird er davon absehen, den Kampf mit uns aufzunehmen. Denn dieser Kampf würde für ihn nichts als Schaden bedeuten.

Vergegenwärtigt man sich dies alles, dann kann man sich der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß heute alles von der jederzeitigen Bereitschaft unserer Armee abhängt. *Unsere staatliche Existenz ist solange geschützt, als wir unser Heer unter den Waffen behalten.* Jede Einheit, welche wir nach Hause entlassen, bedeutet eine Erhöhung der Gefahr, eines Tages von fremden Heeren überrumpelt zu werden. Entlassene Einheiten wieder einzuberufen, wird uns dann nicht mehr möglich sein. Das in den grenznahen Zeughäusern magazinierte Material ist gegebenenfalls verloren. *Wenn wir demobilisieren, wird die Schweiz möglicherweise in einen Kampf verwickelt, der uns erspart geblieben wäre, hätten wir das viel kleinere Opfer auf uns genommen, die Armee mobilisiert zu erhalten.*

Die mobilisierte, kampfbereite Armee allein ist es, welche den Bundesrat in die Lage versetzt, eine Unterschrift zu verweigern, die er nicht aus freien Stücken zu geben geneigt ist. Die Armee muß daher zum größten Teil unter den Fahnen bleiben, bis die Friedensverhandlungen zu Ende, der Friedensvertrag unterzeichnet ist.

Freiheit und Frömmigkeit sind zwei Schwestern, die Wunder tun vereint.
Jeremias Gotthelf.

«Wenn alle Menschen Herzen hätten wie die Mütter, dann brauchten die Völker keine Soldaten», sprach Ruedi.

«Wir können die Welt nicht ändern, deshalb tun wir, was in unserer Kraft steht, da und dort einen Liebesdienst. Mein Mann selig, der von Anno vierzehn bis achtzehn auch an der Grenze stand, hat oft erzählt, wie froh sie um eine warme Stube gewesen, um sich ein wenig zu erholen, wenn draußen schlimmes Wetter tobte. Er war Gefreiter und hat sich Anno 18 an der Grippe den Tod geholt.»

Ein Seufzer entstieg der Brust der mütterlichen Frau.

«Seht nur, dort an der Wand ist sein Bild. Nun aber will ich euch schnell einen heißen Kaffee machen, er wird euch gut tun.»

* Damit eilte sie in die Küche hinaus. Ruedi erhob sich und trat an das Bild heran. Das mußte ein schöner Mann gewesen sein. Wie er so dastand in der alten Uniform, das Gewehr in der Faust und mit dunklen, blitzenden Augen in die Welt sah. Ein schwarzer Vollbart umrahmte das markig geschnittene Gesicht. Eine trutzige Landsknechtfigur, wie sie kein Maler schöner hätte darstellen können.

Auf dem schmalen Gesims, das um die ganze, holzgetäfelte Stube lief, stand, gerade unter dem Bilde, ein prächtiger Strauß weißer und roter Herbstastern, die mit ihrem herben Geruch die Stube füllten. Ruedi bückte sich und steckte die Nase in die Blumen, er roch sie fürs Leben gern. In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen trat herein, ein Tablett mit Tassen zier-

lich vor sich her tragend. Als es Ruedi sah, wie er die Nase in die Blumen grub, flog ein Lachen über sein Gesicht. Freundlich gab es den beiden, die auf der Ofenbank saßen, die Hand. «Mein Name ist Trudy», sagte es mit silbernem Lachen, als sich die beiden vorstellten. Für einen Augenblick blitzten Müllers Augen zu Ruedi hinüber, als er das schöne Mädchen sah, als wollte er sagen: «Also doch!»

Auch Ruedi war überrascht. Er hatte noch nicht oft ein schöneres Mädchen gesehen und besonders hier in Irgendwo hätte er sich nicht träumen lassen, eine so seltene Menschenblume zu Gesicht zu bekommen. Als hätte es den Blick Ruedis gespürt, drehte es sich nach ihm um und reichte auch ihm mit freier Bewegung die schmale Hand. Ruedi stotterte verlegen seinen Namen und ärgerte sich weidlich darüber, daß ihn, den Landwehrosoldaten, eines jungen Mädchens wegen eine Befangenheit anfiel wie einen verliebten Sekundarschüler.

«Sie scheinen ein großer Blumenfreund zu sein», begann das Mädchen, und ein Lachen zuckte um seine Mundwinkel. «Aber ich hoffe, Sie werden den Strauß nicht gleich aufessen, den ich zu Ehren meines Vaters hierher gestellt habe.»

«Sie müssen schon entschuldigen, mein Fräulein», antwortete Ruedi, der sich inzwischen wieder gefaßt hatte. «Ich wollte nur ein wenig riechen, denn ich liebe den Duft der Astern ganz besonders. Um ihre Schützlinge brauchen Sie keine Angst zu haben, ich esse nicht alles auf was mir gefällt.»

«Es würde Ihrem Magen auch nicht gut tun», lachte das

Die Wundversorgung im Kriege

Der Kernpunkt alles chirurgischen Handelns ist die Frage nach der Beherrschung der Wundheilung; solange man hier im ungewissen tappte, war man mehr oder weniger vom glücklichen Zufall abhängig — und dieser Zufall war leider nur selten. Im besondern Fall galt dies natürlich für die Chirurgie im Kriege, wo äußere Umstände, verschmutzte Kleidung, weite Transporte auf schlechten Wegen mit unzweckmäßigen Hilfsmitteln, Verzögerung der Versorgung, Folgen ungenügender Ernährung — das Schicksal der Betroffenen oft ungünstig beeinflusste.

Hierzu kommt, daß erst mit der Schaffung stehender Heere dafür gesorgt wurde, dem Soldaten durch Stellung von Militärärzten eine geregelte Versorgung zu vermitteln; bis dahin war er auf die Hilfe der Kameraden oder zufällig vorhandener, mehr oder weniger vorgebildeter Helfer angewiesen. Der Aberglaube hat da von jeher eine große Rolle gespielt; man glaubte, wie kürzlich der berühmte deutsche Chirurg Prof. Walter von Brunn betonte, noch bis vor gar nicht langer Zeit an «Wundtränke» und «Waffensalben». Man ahnte ja nicht, woher es kam, daß die allermeisten Wunden sich entzündeten, eiterten, daß der Verwundete Fieber bekam und allzuoft auch bei geringen Verletzungen an deren Folgen zugrunde ging. Einzelne begabte Aerzte mit hohem Verantwortungsgefühl, die sich nicht einfach stumpf damit abfinden wollten, zuzusehen, ob der Kranke mit seinem Leiden fertig wurde, hatten zwar hier und da versucht, empirisch Mittel zu finden, mit denen man der Wundkrankheit Herr werden konnte — so haben bereits Hippokrates und Galenos Gutes berichtet von der Wirkung von Alkoholverbänden auf den Heilungsverlauf; dieses Verfahren wurde von dem tüchtigen, genialen Kriegschirurgen Hugo von Lucca (Bordognoni) einem Italiener von langobardischer Herkunft um die Mitte des 13. Jahrhunderts, so vervollkommen, daß er imstande war, die meisten Verwundeten und Operierten ohne Eiterung, ohne Fieber und mit feiner Narbe durch Heilung per primam zur Genesung zu führen; aber das wurde merkwürdigerweise wieder vollkommen vergessen.

So hat man jahrhundertlang die Wunden nach altem Rezept behandelt, an ihnen mit unsaubern Instrumenten und Fingern herumgearbeitet und allerlei Salben hineingeschmiert, daran herumgeschnitten, die

Wunden ausgestopft, die Eiterung gefördert und durch Vielgeschäftigkeit unsäglichen Schaden angerichtet. Daß man bei den Schußwunden der Frühzeit mit ihren groben Bleikugeln die Geschosse und die durch sie mitgerissenen Tuchfetzen usw. zu entfernen bemüht war, ist selbstverständlich. Sehr schlimm war, daß man die Folgeerscheinungen der Schußwunden vorerst damit erklären wollte, sie seien verbrannt und vergiftet; erst den Erfahrungen des Ambroise Paré (1525) und den Schießversuchen von Maggi (1545) gelang es, allmählich diesen Irrtum und den damit uns unbegreiflichen Mißbrauch zu beseitigen, die Schußwunden mit kochendem Oel auszugießen. Da die Besoldung der Wundärzte nach der Einzelleistung üblich war, wohl auch wegen der starken Absonderung der Wunden, wurde jedoch auch in der Folgezeit noch der Verband sehr oft gewechselt, obwohl Magati (1616) ausdrücklich davor gewarnt hatte: bei Schußbrüchen doppelt gefährlich. Einer Leistung des großen Paré muß hier noch besonders gedacht werden: er hatte die Unterbindung der blutenden Gefäße erneut geübt und empfohlen, die zuerst um Christi Geburt beim Römer Celsus erwähnt wird und offenbar einen Fortschritt in der Chirurgie darstellt, den wir den bedeutenden griechischen Wundärzten Alexandriens zu danken haben.

Von Bedeutung wurden in der Folgezeit die Bemühungen von Vincens v. Kern in Wien seit 1805, die Wunden nicht zu nähen, sondern grundsätzlich offen zu lassen, mit kühlen Wasserumschlägen zu versehen und möglichst in Ruhe zu lassen; diese «offene Wundbehandlung» hat damals an vielen Kliniken Eingang gefunden und ist auch zahlreichen Verwundeten der napoleonischen Kriege zugute gekommen; die mit ihr erzielten Erfolge waren so trefflich, daß manche hervorragende Chirurgen sich nur zögernd entschließen konnten, dieses Verfahren später zugunsten der Lister-Methode aufzugeben; auch Billroth hat mit Recht dieses saubere, erfolgreiche Verfahren sehr hoch eingeschätzt. Eines ganz großen Kriegschirurgen sei hier noch gedacht: Larrey. Er hat Napoleon auf allen seinen Kriegszügen begleitet; er hat als erster die Chirurgen, mit ihren Helfern unmittelbar aufs Schlachtfeld geschickt, um ohne jeden vermeidbaren Zeitverlust, und bevor die Wunden sich entzündet hatten, die Verletzten sachgemäß zu versorgen und zu operieren. Er hat

Mädchen zurück, auf den neckischen Ton eingehend, während es ein blendend weißes Tuch von schwerem Leinen über den Tisch breitete.

«Ein Soldatenmagen verträgt vieles, Fräulein», warf der kleine Müller ein. «Mutter Helvetia verwöhnt uns nicht mit Spezialplatten, so daß man zur Not auch einen Blumenstrauß verdauen könnte. Wir schlucken auch sonst noch manches, was schwer zu verdauen ist.»

«Zum Beispiel das Latrinenfegen, he?» fragte Ruedi.

«Ja und ...!» Er wollte eine spitze Antwort geben, aber Freddy, der heute besonders gut im Strumpf war, kam ihm zuvor:

«...Sogar ganze Soldatenpakete mit Salami und Dauerwürsten.»

«Ich hörte immer, wie die Soldaten alles so schön brüderlich teilen, was sie an eßbaren Liebesgaben erhalten. Stimmt das nicht?»

«Sonst schon», sagte Ruedi, den spottenden Ton aufnehmend, denn er wußte wohl, wie der kleine Müller, immer wenn er sich allein sah, Salami aß, ohne einem Kameraden etwas davon zu geben, «aber unser Kamerad ist ein Spezialfall. Er ist von Beruf Degustator bei einer Salamifabrik und

da sein Posten nicht besetzt werden konnte, schickt ihm die Firma die Arbeit in den Dienst.» Sie lachten recht herzlich und der kleine Müller mußte gute Miene machen dazu. Heimlich aber ärgerte es ihn, daß die beiden seine Salamiesserei bemerkt hatten.

Mutter Hengartner trat ein, eine bauchige Kaffeekanne in der Hand.

«Ihr scheint schon gut bekannt zu sein miteinander. So ist es recht, ihr sollt euch da zu Hause fühlen, auch ohne große Komplimente. «Sei so gut und bringe noch das Birnbrot, ein wenig Butter und das bewußte Fläschlein. Soldaten haben ja gerne ein wenig Alkohol im Kaffee. Kommt nur an den Tisch, ihr Mannen und setzt euch, wo es euch beliebt.»

Die drei ließen sich das nicht zweimal sagen, denn der Kaffee duftete gar lieblich. Trudy trug Butter und Birnbrot herbei und stellte eine Flasche auf den Tisch.

Mutter Hengartner schenkte die mächtigen Tassen voll und setzte aus der Flasche einen kräftigen Guß hinzu.

«Was haben Sie denn da für ein köstliches Wasserlein?» fragte der kleine Müller, welcher das Düftlein in die Nase sog, das nunmehr der Tasse entstieg.

(Fortsetzung folgt.)